

Der Letzte vom Regiment Gensdarmes.

Historischer Roman von **Cäsar Magnus.**

(10. Fortsetzung.)

„Was Sie davon haben, Sie?“ fragte sie herzlich. Das Gefühl, einen Menschen glücklich gemacht zu haben, und die Gewissheit, daß es ein Herz gibt auf der Erde, das in Dankbarkeit für Sie schlägt. Sie lächeln, Sie, O, wie traurig ist dieses Lächeln der Menschenverachtung, das Ihr einsamer Blick auf dem kalten Thron Sie gelehrt hat. Glauben Sie, es gibt dankbare Herzen. Sie sind im Glück, und wenn Sie allein sind, so ist Ihr Gefährte der Stolz und das Hochgefühl Ihrer Erfolge. Wenn aber die Erfolge geringer werden, wenn sie ausbleiben, wenn die Menge, die sich um den Kaiser drängt, kalt und theilnahmslos wird, dann schwindet auch dieser Gefährte, und der Kaiser, der immer allein war, fühlt sich auch allein. Dann kriecht das Herz in seiner einsamen Höhe, und dann mag wohl der Gedanke wohlthun, daß es irgendwo auf der Erde Menschen gibt, die des verlassenen Mannes mit frommen Wünschen gedenken und mit inniger Dankbarkeit. Und so lassen Sie mich noch einmal bitten. Verzeihen Sie es nicht, so geben Sie es gern. Und Ihr Lohn sei alles, was ich Ihnen geben kann, mein Dant, mein heißer, inniger Dant.“

Sie sank neben ihm auf den Boden, ergriff seine herabhängende Hand und führte sie an ihre Lippen. Der Kaiser trat mit hastiger Bewegung zurück. Eine glühende Rötze hatte sein sonst so bleiches Gesicht überzogen. Er starrte sie an, die Augen weit auf, die Lippen wie in einem Krampf. „Sittend, ungewiß erobert sich Charlotte. Sie wagte nicht, sich vom Platz zu rühren.“ Der Kaiser war an's Fenster getreten und sah hinunter in den Lustgarten. Graf Hersfeld trat ein. Er warf einen schnellen Blick auf die zitternde Charlotte, und den Kaiser, der noch immer dem Zimmer den Rücken wandte.

„Es ist mir sofort ein Erlaß zur Unterschrift vorzulegen,“ sagte Napoleon, ohne sich umzuwenden, „durch welchen der Rittmeister von Wagenfeld auf freien Fuß gesetzt wird und für sich und seine Familie freies Geleit erhält, wohin es auch sei.“ Charlotte fürzte die Thränen aus den Augen. „Sie ...!“ rief sie. Der Kaiser blieb unbeweglich stehen und wühlte tief in der Hand. „Die Aubien ist beendet.“ Noch einmal wollte Charlotte sich dem Kaiser nähern. Ein warnender Blick Hersfeld's ließ sie umkehren und zur Thür gehen. Als sie sich zum letzten Mal umfah, stand der Kaiser noch immer regungslos am Fenster.

Als der Adjutant des Kaisers am späten Abend aus dem Schloß nach Hause kam, erwartete ihn ein Wagenfeld'scher Lakai. „Der Herr Rittmeister würde sich freuen, wenn er den Herrn Grafen bald nach der Rückkehr sehen könnte.“ Hersfeld bog sich sofort nach den oberen Räumen und fand Gebhard den Seiten bereits wiederabgegeben. „Ich wollte den Tag nicht zu Ende gehen lassen,“ sagte Gebhard herzlich, indem er auf Hersfeld zutrat und ihm die Hand reichte, „ohne Ihnen zu danken für das, was Sie meiner Frau in schweren Tagen gewesen sind, und was Sie so selbstlos für mich gethan haben.“

Ein altes Schulgefühl frieg in Leo Hersfeld auf und ließ ihn bis in die Stirn erröthen. „Ich habe nur schwachen Bestand leisten können,“ sagte er. „Ihr Gemüth allein ist es, die mit unerschütterlichem Muth für Sie gekämpft hat. Ihr verdanken Sie Freiheit und Leben.“ Gebhard Wagenfeld sprach kein Wort. Er sah sein Weib nur an mit einem Blick voll Stolz und voll Glück. Und sie, die sonst jede Färblichkeit der Andern fast anästhetisch vermied, hob das schöne Haupt und bot ihm den Mund zum Kuß. Tiefe Stille herrschte im Zimmer. Es war, als ob der Engel reinen, heiligen Friedens diese einfache Gruppe segne. Hersfeld wurde es wunderbar vollkommen zu Muth. Alle lang verregene Gefühle wollten erwaschen, und ein leichter Flor, den er lanze nicht vor dem Auge gefühlt hatte, verschleierte seinen Blick.

„Wir müssen scheiden, lieber Graf,“ sagte Gebhard Wagenfeld endlich. „Ich habe Sie bitten lassen, um von Ihnen Abschied zu nehmen. Hier ist unferes Lebens nicht länger. Es ist bereits alles geordnet, so daß wir hoffen dürfen, morgen früh Berlin zu verlassen.“ Leo Hersfeld wandte sich betroffen zu Henriette, die seitwärts neben dem Tisch stand. Sie sah nieder auf ihre Hände, die sie leicht auf der Lehne eines Stuhls gefaltet hatte, und ihr

liebliches Gesicht wurde bald blaß, bald roth.

„Und Sie ... Sie gehen auch mit?“ fragte Hersfeld leise. Henriette vermochte nicht zu sprechen; sie neigte stumm das Haupt. „Henriette,“ sagte Leo innig. „Noch hat Ihr Mund mir nichts gesagt. Aber ich darf dem glauben, was mir Ihre Augen sagten? Darf ich?“

Sittend hob das Mädchen den Kopf und begegnete seinen Augen mit einem Blick, in dem er die ganze tiefe Liebe las, die sie all die Tage in ihrem Herzen getragen hatte. „Leite führte sie Hersfeld auf die Stiege. Mit glücklichem Lächeln sah Charlotte zu den Beiden hinüber und nicht freundlich ihrem Manne zu, der sie fragend ansah. „So geh mit Gott, mein Kind,“ sagte Hersfeld innig, indem er das bebende Mädchen sanft an sich zog. „Geh mit Gott und harre der Stunde, da die Friedensglocke tönt. Dann bin ich meines Dienstes frei, dann will ich zurückkehren nach meinem Heimathland, ein freier Herr auf eigenem Boden. Dann mag die Vergangenheit verfliegen vor einer neuen, seligen Zukunft.“

„Und bis dahin,“ sagte Gebhard ernst, „bis dahin will ich Sie hüten wie mein eigenes Weib. Denn noch ist nicht Friede, sondern Sturm. Nicht ohne Gefahr ist unsere Reise, und trotz des lösslichen Geleitbriefes will ich froh sein, wenn wir erst das Hauptquartier unseres Königs glücklich erreicht haben.“ „Wo dahin wollen Sie noch immer?“ rief Leo Hersfeld erstaunt. „Ich glaube, Sie wollen fortwährend der großen Heeresstrahlen nun einen stillen Vorposten suchen und dort den nahen Friedensschluß erwarten. Denn dieser ist ganz nahe. Sehen Sie Weib und Kind nicht nutzlos den Gefahren einer so unsicheren Reise aus.“

„Warum soll der Friede heute näher sein als gestern? Ist denn ein neues Unglück geschehen? Hat der König abermals eine Schlacht verloren?“ „Ich sehe, daß die Nachricht noch nicht zu Ihnen gedrungen ist von der Katastrophe, die die preussische Armee ereilt hat. Tragen Sie mir's nicht nach, daß ich der Unglücksbote bin, der sie Ihnen zutragen muß. Es ist das Schicksal, was eine Armee treffen kann.“ „Ich kenne nur ein solches, und das ist unentbehrlich bei preussischen Truppen.“ „Fassen Sie sich, Herr von Wagenfeld, und tragen Sie mit starker Seele, was Sie doch vernehmen müssen: Höchst Hohenlohe hat bei Prenzlau mit der ganzen Armee im freien Felde laitulirt.“

Die Frauen stießen einen leisen Ruf des Schreckens aus. Gebhard Wagenfeld aber sank auf einen Stuhl, legte die gefalteten Hände auf den Tisch und beugte den Kopf darüber. So sah er lautlos, regungslos. Dann plötzlich erschütterte ein leises, tiefes Schluchzen den gebrochnen Körper des starken Mannes, bis Wagenfeld schließlich in ein stilles, zudendes Weinen ausbrach. „Charlotte trüete neben ihm und versuchte ängstlich in sein Gesicht zu sehen. „Im freien Felde — mit der ganzen Armee,“ stöhnte Wagenfeld, „ohne einen Versuch der Gegenwehr.“

Er blühte in harter Verzweiflung in das angstvolle Auge seiner Gattin. Leo Hersfeld trat heran und legte die Hand auf Gebhard's Schulter. „Das Schicksal ist härter als die Menschen,“ sagte er ernst. „Ein weiterer Widerstand Preußens ist nicht mehr denkbar; die Truppen des Kaisers stehen mitten im Lande, die Armee von Jena und Auerstädt ist endgültig vernichtet, mit ihr Ihr altes Regiment, das Regiment Gensdarmes.“

Da richtete Gebhard Wagenfeld sich auf. Leuchtenden Auges, mit stolzer erhobenem Kopf stand er dem Adjutanten des Franzosentaisers gegenüber. „Genug!“ sagte er fest. „Sie werden mit Ihrer Unglücksbotschaft mich nicht beugen. Da das Unheil noch von ferne drohte, da jeder sein Herannahen unendlich fürchte, da laßte die Erwartung der Katastrophe auch auf mir. Wohl, nun ist's vorüber. Das Aeußerste ist geschehen; zum Unglück ist die Schande gekommen, Schande über die glorreiche Armee des großen Friedrich, der uns mit seinem Ruhme großgesäugt und zu fähigern Männern gemacht hatte.“

Aber hier, ich fühls, hier ist auch der Wendepunkt. Der Tag der Wiedervergehung bleibt nicht aus. „Aufstehen wird unser Volk in stammender Vereinerung und im Sturm; wird es die Eroberer hinwegjagen von dem entweihten deutschen Boden. Und ich sollte zurückbleiben? Ich sollte ängstlich denken an Weib und Kind? Nein, Herr; da kennen Sie die Preußen nicht. Jetzt braucht der König jeden Arm, der eine Wüste spannen, jede Hand, die den Degen führen kann. Und meinen Arm, meine Hand soll er haben. Wollte Gott, daß ich ihm mehr

bringen könnte. Jeden Tropfen Blutes wollte ich einzeln versprechen, wenn ich mit dieser Saat Männer, Krieger für den heiligen Kampf um die Würde des Vaterlandes zeugen könnte. Als ich vor wenig Tagen aus Berlin austritt, da hoffte ich, daß ich zu einem Siege preussischer Waffen helfen könnte. Mitten in den Reihen meines theuren Regiments dachte ich den König in Steint zu grühen mit dem alten Ruf: „Sie alleweg gut Jollern!“ Es sollte nicht sein. Gott hat es anders beschlossen. Nicht an der Spitze meiner Schwadron trete ich vor meinen König. Mein geliebtes, mein stolzes Regiment ist nicht mehr. Wohlan, so ziehe ich denn allein zu ihm als: Der Letzte des Regiments Gensdarmes!“

„Die Zukunft der Ver. Staaten.“ Wer noch daran gezweifelt hätte, daß die englisch-amerikanische Entente, wie sie zum Beispiel in der Samoafrage gegen Deutschland in die Erscheinung getreten ist, auf thönernen Füßen steht, den muß jetzt die Prophezeiung der Prophetin der Rue des Paradis in Paris, Mademoiselle Couesdon, eines Besseren belehren. Dieselbe hat die Zukunft der Vereinigten Staaten geweissaget. Sie behauptet, das Mundstück des Erzengels Gabriel zu sein.

Als ich Fräulein Couesdon besuchte (schreibt der Pariser Correspondent des N. Y. Journal), fand ich sie in einer hoch inspirirten und prophetischen Stimmung. Ich fragte sie, was sie von der Zukunft der Vereinigten Staaten voraussah. Nach einiger Zeit schloß sie die Augen und sagte in kurzen Sätzen Folgendes: Es wird nicht leicht; — Krieg wird kommen; abermals wird er kommen; es wird nicht leicht sein; ich sehe einen großen Tag kommen — einen großen Tag für Amerika: Ganz Amerika, Norden und Süden, wird unter einer einzigen Regierung geeinigt sein; die große amerikanische Republik wird sich von Pol zu Pol erstrecken; große Staatsmänner werden sich bestreben, den ganzen Continent unter die amerikanische Flagge zu bringen; Krieg wird nicht geführt werden, um dies zu verwirklichen; Merito wird nach dem Tode des Präsidenten Diaz um Zulassung zu den Vereinigten Staaten bitten, und das Geleit wird gewährt werden; die süd-amerikanischen Länder werden die Wohlfahrt und Glückseligkeit Meritos unter amerikanischer Flagge sehen; dann werden sie ebenfalls eruchen, zugelassen zu werden, und ihr Wunsch wird gewährt werden; Canada wird am längsten außerhalb der Union bleiben; Amerika wird einen anderen großen Krieg haben; es wird ein weit größerer Krieg sein als der mit Spanien; er wird weder mit Deutschland, noch mit Frankreich geführt werden; viel mehr mit einem Lande, das jetzt laut Freundschaft für Amerika behauptet; die Deutschen in Amerika werden ihrem Vaterlande niemals gekannt. Krieg gegen die Vereinigten Staaten zu führen, die Engländer haben keine Macht; es wird der schrecklichste Krieg sein, der jemals geführt worden; aber Amerika wird schließlich triumphieren; dann wird die amerikanische Marine die größte in der Welt sein; die englische Sprache wird von Amerika und nicht von England beherrscht werden; ein Amerikaner wird den Nordpol und ein anderer den Südpol erreichen; dann wird die Herrschaft der Vereinigten Staaten von Pol zu Pol reichen u. s. w.

Die Engländer mögen bemerkt dazu das „Vol. Tageblatt“ sich diese Prophezeiung hinter die Ohren schreiben und die nutzlosen Verusche, Amerika in einen Krieg mit Deutschland hineinzutreiben, endlich aufgeben. Daß Mademoiselle Couesdon auf dem Gebiete der politischen Prophezie einen sicheren Besitz besitzt, dafür spricht auch ihre Bemerkung über die Deutschen in Amerika, welche niemals einen Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland gestatten werden. — Wie würde sich der selige Blaine freuen haben, wenn ihm dieser Triumph der pan-amerikanischen Politik prophezeit worden wäre.

In London erzählt man sich eine gute Geschichte, die der Herzogin von Cornwall durch ihr jüngsten Aufenthalt in Aegypten passirt ist. Nach der Truppenman, die der Herzog vor Omdurman abgehalten und zu der ihn die Herzogin zu Pferde begleitet hatte, triß plötzlich ihre Sattelriemen. Da der Scharfen an Ort und Stelle nicht ausgebeßert werden konnte, machte man, um sie nach ihrem Quartier zurückzubringen, aus einem Kanoneneffekt eine Art Traufstühl. Auf ihm wurde sie von ägyptischen Kanonieren getragen, die ein ägyptischer Offizier befehligte, der etwas Englisch konnte. Unterwegs sagte die Herzogin zu ihm: „Ich hoffe, es wird Ihre Leute nicht so sehr ermüden, mich zu tragen,“ und war sehr verblüfft über die Antwort: „Keineswegs Madame! Sie sind nicht schmerzlicher als die Kanone, die die Leute zu tragen pflegen.“ Die besagte Kanone wog ungefähr 1000 Pfund. (Vielleicht hatte der Offizier der Herzogin eine Schmeichelei sagen wollen, da die Orientalen bei der Abschätzung von Frauen'schönheiten sehr „auf Gewicht“ geben.)

In Oklahoma ist in einem einzigen Tage eine neue Stadt, Mountain View, erbaut worden. Die erste Verfüge, die eingeleitet wurde, soll ein Bescheldigungsgericht gewesen sein.

Unter Schwerem Verdacht.

Erzählung von F. Arndt-Eldt.

1. Kapitel.

In einem geräumigen, wohlgeordneten Zimmer seines, auf der Dominsel belegenen Wohnhauses sah an einem Sommermorgen der Fabrikbesitzer Benno Harms mit seinem Neffen beim ersten Frühstück. Die Fenster standen offen, ein würziger Duft von Lindenblüthen erfüllte das Zimmer, der Blick schweifte über den Hof in einem altmodischen, ein wenig verwilderten Garten und zwischen den Bäumen hindurch auf einzelne Stellen des dahinter liegenden, im Scheine der Sonne blühenden Flusses.

Benno Harms war ein Mann im Anfang der Fünfzig, von robuster Gestalt und gesundem Aussehen, mit stark ergrautem Bart und Haar. In seinen recht scharf hervortretenden Zügen prägte sich neben Intelligenz ein harter Eigenwille aus; Bitterkeit und Menschenverachtung schienen doch mit einem Hauch von behaglichen Lebensgenuss gepaart zu sein.

Sein Neffe, der Gerichtsassessor Oswald Harms, der seit einigen Wochen sich zum Besuch beim Onkel aufhielt, blühte voll teden Lebensmuths in die Welt.

„Meine Ferien gehen zu Ende, ich halte es für besser, wenn ich schon morgen nach Berlin zurückfahre, Onkel.“ „Bleib noch ein wenig,“ rief Benno Harms, „indem er aufstand und sich an einem in der Nähe stehenden Raucherstuhl eine Cigarette anzündete. „Thut mir leid,“ brummte Harms, „ohne von der Zeitung aufzusehen und ohne in seinen Mienen von einer Gefühlserregung eine Spur zu zeigen.“

Der Assessor richtete denn auch die Augen mit einem Ausbruch des Zweifels auf ihn und sagte, während es um seine Lippen schelmisch zuckte, nur das eine Wort:

„Wirklich?“ Der Onkel zuckte nur unmutig mit der Schultern und brummte etwas Unverständliches in den Bart, der Assessor hatte es aber auf eine direkte Antwort abgesehen und fuhr fort:

„Ich hoffe, ich bin Dir nicht allzu lästig gefallen, Onkel?“ „Unfinn!“ brummte der Fabrikbesitzer in seiner porttrogen Art. „Stört mich nicht, hab' Dich gerne hier; nur —“

Er brach ab, als fürchte er, schon zu viel gesagt zu haben, aber Oswald nahm die hingeworfene Aeußerung als ein ihm willkommenes Stichwort auf. „Du hast Dir die Sache überlegt, Onkel Benno? Es war nicht Dein letztes Wort gestern Abend?“ „Mein allerletztes!“ knurrte der Fabrikbesitzer. „Laß Dir das gesagt sein.“

„Soll ich wirklich mit dem Geschäft zurückkehren, daß ich nicht, gar nichts erreicht habe?“ In Oswalds offenem Gesicht malte sich eine unrichtige Betrübnis, der Fabrikbesitzer dagegen sah unwillig aus. Er schleuderte die Zeitung fort und ließ die Hände schwer auf den Tisch fallen, daß die Tassen klirrten.

„Wer hat Dir denn befohlen, einen solchen Auftrag zu übernehmen? Du mußt dich doch wissen, daß er ganz aussichtslos war.“

„Aber Onkel, Jema ist doch Dein Kind.“ Der Fabrikbesitzer schüttelte die Stirn. „Sie ist das Kind ihrer Mutter, der ist sie seiner Zeit vom Gerichte zugesprochen worden.“

„Aber die Mutter ist todt.“ Harms zuckte die Achseln. „Wenn Du das Mädchen nun einmal sehen wolltest,“ fuhr der Neffe fort. „Du wüßtest —“

„Das will ich eben nicht.“ „Sie ist so lieblich, so anmuthig, so —“

„Blond und blauäugig und taubstumm wie die Mutter!“ Der Fabrikbesitzer scharrte mit dem Fuße.

„Kenne das, habe es getroffen, verlorne nicht nach einer zweiten Auflage. Was sie nicht sehen, war ihr in der Wiege schon wie aus der Augen geschritten.“

Trotz aller Herlichkeit glaubte der Assessor aus diesen Worten einen tiefen, nie verwundenen Schmerz um die Gattin herauszuhören, welche sich nach kurzer unglücklicher Ehe von dem Fabrikbesitzer getrennt hatte, und seine Hand ergreift, redete er ihm mit dem Tone aufrichtiger Theilnahme zu: „Was die Mutter an Dir verschuldet hat, laß die Tochter gut machen. Sie sehnt sich so sehr danach.“

Ein bitteres, schneidendes Lachen antwortete ihm. „Gut machen?“ höhnte Harms. „Sie hat nichts gut zu machen! Ich war ja der schuldige Theil, ihre Mutter der fiedelose Enkel.“

„Man sagt, Du habest das selbst so gewollt, Onkel; Mutter und Tochter sollten zusammen bleiben.“

den heißesten Wunsch, ihn kennen zu lernen.“

„Bedauere, er ist nicht gegenständig.“ Bemerkte der Fabrikbesitzer trocken.

„Du lebst hier so einsam, Onkel, wenn Du eine Tochter um Dich hättest, die Du liebst und von der Du geliebt wirst.“

„Nur ist es aber genau! Laß mich in Ruhe, oder ich vergesse, daß Du der Sohn meines einzigen Bruders bist.“

„Du wirst mich nicht aus dem Hause weiten, Onkel, ich muß ja morgen ohnehin von selber gehen,“ lächelte der Assessor, der entschlossen war, sich nicht so leicht aus der Fassung bringen zu lassen.

„Doch, und keinesfalls werde ich Dich wieder einladen, wenn Du mir nicht widerspricht, dies Thema nie wieder zu berühren.“

„Das Versprechen gebe ich nicht, und laßest Du mich nicht ein, so komme ich ungerufen, Du sollst schon an das Sprichwort glauben: „Der Tropfen löst zuletzt den Stein.“ Onkelchen, und wirst mir zuletzt noch sehr dankbar sein.“

Der junge Mann sagte es heiter, scherzend; er war dem Onkel ganz nahe getreten, sah ihm mit seinen klaren, hellgrauen Augen mit bittender Zuverlässigkeit ins Gesicht und legte seine große, aber wohlgeformte Hand schmeichelnd auf dessen Arm; aber unwillig schüttelte der Onkel ihn ab.

„Laß die Pöffen. Zu dergleichen fühle ich mich nicht aufgeleitet!“ schrie er ihn an. „Es war schon sehr rüchlichlos gegen mich, daß Du Dich in das Haus einführen liehest, wo Jema lebt!“

„Sie ist meine liebliche Cousine und ein so liebes, reizendes Mädchen,“ rief Oswald, aber hämisch entgegnete der Onkel: „Und das verdirbt Dir den Kopf. Wenigstens hättest Du dieser Bekanntschaft nicht gegen mich erwöhnen sollen, statt dessen rühmst Du Dich ihrer noch.“

„Das thue ich —“ „Daß Aufträge an mich übernommen, plagt mich mit Dinaen, die für mich lange abgethan und begraben sind.“

„Lebendiges läßt sich nicht begraben.“ „Es soll aber begraben sein, ich will nichts davon wissen!“ Der Onkel schlug mit der Hand auf den Tisch. „Dere jetzt, was ich Dir sage, Oswald, und merke es Dir genau. Ich verbiete Dir, verweise mich recht, ich verbiete Dir, noch ein einziges Wort über die fatale Geschichte zu sprechen. Kommt Du mir je wieder damit, so enterbe ich Dich.“

„Ich habe noch niemals daran gedacht, von Dir etwas zu erben, Onkel. Deine rechtmässige Erbin ist Deine Tochter,“ antwortete Oswald ruhig. „So, meinst Du?“ spottete der Fabrikbesitzer, „wenn Du Dich nur nicht verreckest. Ich kann mit meinem Gelde machen, was ich will, und werde mich in meinem Testament vorbehalten, daß nichts davon in die Hände kommt, in die es nach meinem Willen nicht kommen soll.“

„Das Pflanzthier kannst Du Deiner Tochter nicht entziehen,“ versetzte jetzt sanft der Assessor, dem gegenüber so viel Vorurtheil und Hartnäckigkeit auch die Geduld riß, „und was mich anbetrifft —“

„Danke für die gültige Belehrung; weis, was ich zu thun habe,“ schmit ihm der Onkel das Wort ab. „Wolltest Du nicht nach der Stadt fahren?“ „Ehe Oswald etwas erwidern oder dem erhaltenen Winte gemäß sich entfernen konnte, wurde die Thür geöffnet und herein trat eine kaum mittelgroße Frau mit vollen Formen und blühenden Farben auf dem alltönen, ziemlich nachlässigen Gesicht.“

Es war nicht ganz leicht, das Alter von Frau Bennenwig, der Wittwischen von Benno Harms, zu bestimmen, Sie selbst hielt sich mit erstaunlicher Hartnäckigkeit in der ersten Hälfte der Dreißig fest, es gab jedoch Böswillige, die behaupten wollten, sie habe diese Grenze bereits überschritten gehabt, als sie vor zehn Jahren in das Harms'sche Haus gekommen. Wie dem auch sein mochte, sie hatte sich sehr gut gehalten und bewahrte ihre Augenlichtigkeit ebenso wie die Hoffnungen, die sie seit seit langen Jahren im Busen hegte.

In dem Hause des wohlhabenden Fabrikbesitzers standen mehrere Diensthöten unter der Leitung von Frau Bennenwig, trotzdem lief es sich nicht nehmen, dem Hausherrn jede Maßigkeit selbst zu serviren, so wie später eigenhändig das gebrauchte Geschir abzuräumen, wobei sie sich ertundigte, ob alles nach seinen Wünschen gewesen sei.

Auch jetzt richtete sie die Augen mit fast verheimmenden Ausdruck auf Harms und fragte, ob die Eier nicht gut wären, die Herren hätten sie ja nicht aufgegessen.

„Sie haben noch so viel andere gute Sachen gebracht, liebe Frau Bennenwig, das man beim besten Appetit nicht alles vertilgen konnte,“ antwortete Oswald liebenswürdig an Stelle des Onkels, der nur mit dem Kopfe nickte. Er hegte seine Zeituna wieder aufgenommen und sich mit dem Gesicht völlig dem Fenster zugekehrt. Die Haushälterin verzog den Mund zu einem donkbaren Lächeln, seufzte dann aber unwillkürlich komisch zu dem unempfindlichen Hausherrn hinüber, daß Oswald wieder in sich den Schall erwidern ließ. Es gehörte allerdings nicht viel dazu, ihn bei dem fast immer auf aufgelegten jungen Mann zu wecken, Frau Bennenwig mit ihrem Getue war aber ganz besonders dazu geeignet.

Er folgte ihr, als sie nun mit ihrem Brett voll Geschir das Zimmer verließ.

„Hätten Sie ein wenig Zeit für mich, Herr Assessor?“

„Immer, Frau Bennenwig, selbst wenn mir weit weniger von diesem Titel zu Gebote stünde, als in diesem Augenblick der Fall ist,“ erwiderte Oswald mit einer Galanterie, welche viel zu übertrieben war um echt zu sein, von Frau Bennenwig aber für bare Münze genommen ward.

„Ach, Herr Assessor, Sie sind das Muster eines Kavalliers,“ lächelte sie. „Wenn Herr Harms sich doch nur ein Beispiel an Ihnen nehmen wollte.“

„Der Onkel an dem Neffen, das wäre ja die verkehrte Welt,“ scherzte Oswald und lachte hell auf.

„Sie wollten mit der Hand und raunte ihm zu: „Still, still, daß er uns nicht hört. Thun Sie mir den Gefallen, Herr Assessor, und gehen Sie voran in den Garten; hinten beim Kletterbrotzelt, ich komme gleich.“

Oswald verbeugte sich tief. „Sie haben zu befehlen,“ sagte er und verließ das Haus durch die Hintertür. Ueber den großen Hof ging er in den weitläufigen, altmodischen, etwas verwilderten Garten, der sich bis zum Flusse erstreckte.

„Ein Rendezvous mit Frau Bennenwig. Es verlohnt sich schon für einen Großstädter, hierher zu kommen, um das zu genießen. Was will sie jetzt nur wieder von mir? Beinahe könnte mich die Furcht beschleiden, sie habe es auf mich abgesehen, wüßte ich nicht, daß sie sich ganz fest in den Kopf gesetzt hat, Frau Fabrikbesitzer Harms zu werden. Darauf wird die Geschichte wohl auch wieder hinauslaufen, und das ist am Ende auch Zeitvertrieb. Ich will still halten, denn bin ich auch sehr überzeugt, daß sie ihr Ziel nicht erreichen wird, ist's doch besser, sie zur Freundin haben, als eine Feindin aus ihr zu machen.“

Er war während dieses Selbstgespräches gemächlich schlendern nach dem sogenannten Kletterbrotzelt gelangt. Kletterbrotzer bildeten den Boerdergrund, dahinter erstreckte sich dichtes und hohes Gebüsch. Es schloß den Garten nach dieser Seite von ab in geringer Entfernung davon sich erhebenden Gebäuden der Fabrik ab. Eine andere Einfriedigung war von Harms nicht für erforderlich gehalten worden, denn von der der anderen Seite ward der Garten vom Wasser begrenzt und Unbefugte wagten es ohnehin nicht, ihn zu betreten.

2. Kapitel.

Die Geburt des Assessors würde auf eine ziemlich harte Probe gesetzt worden sein, hätte er sich nicht in einer Gemüthsverfassung befunden, in welcher er sehr gelassen über sich ergehen ließ, was der Tag brachte.

Obwohl der Vormittag noch nicht weit vorgerückt war, machte die Hitze des Juliensichs sich bereits fühlbar, und es war recht angenehm im Schatten der Bäume auf einer Gartendbank zu sitzen und sich dem dolce far niente zu überlassen. Die Wärme weit von sich gestreift, den Rücken beucom gegen die Lehne der Bank stügend, blies er gemächlich in leichten blauen Ringeln den Rauch seiner Cigarette in die sonnenstimmende Luft und überließ sich seinen Träumereien. Er war darin so vertieft, daß er auffuhr, als er eilige Schritte vernahm. Erhob und außer Athem nahte Frau Bennenwig.

„Verzeihen Sie mir, Herr Assessor, daß ich Sie habe warten lassen, aber der Mensch war wieder da, ich konnte ihn gar nicht los werden und wußte mir zuletzt nicht anders zu helfen, als daß ich ihm sagte, ich müßte in den Garten. Sie warteten hier auf mich.“

„Welcher Mensch?“ fragte Oswald und seine Stirn zog sich in verdrießliche Falten bei dem Gedanken, es könne irgend Jemand zu der Annahme verleitet werden, er habe ein Selbstbildnis bei der Haushälterin, aber sein Humor gewann schon wieder die Oberhand; es wurde verrätherisch um seine Mundwinkel, mit einer Verbeugung stand er auf, bot Frau Bennenwig artig den Platz neben sich an und setzte sich erst, nachdem sie ihn mit einem verschämten Zögern eingenommen hatte.

„Ach, der Versicherungsagent, der schon einmal Herrn Harms beschwochen wollte, sein Leben zu versichern. Ich hab' Ihnen ja davon erzählt.“

„Ich erinnere mich. Sie sagten, der Onkel hätte ihn über ablaufen lassen. Was wollte er denn heute wieder?“

„Er wollte sein Heil bei mir versuchen, bot mir hohe Prozente, wenn ich Herrn Harms dazu veranlassen könnte, sein Leben für eine tüchtige Summe zu versichern. Zuletzt meinte er, wir könnten es wohl so brechen, daß die Lebensversicherung mir zu gute käme, denn wenn Herr Harms eines schönen Tages ohne Testament stirbt, sei seine Tochter die einzige Erbin, und ich hätte das Nachsehen.“

„Das war aber unerschämmt!“ fuhr Oswald auf. „Was geht das den Kerl an?“

„Da haben Sie ganz Recht, Herr Assessor,“ stimmte Frau Bennenwig bei, „er scheint aber alles ausgetuschelt zu haben und auszustandhaft zu wollen, schon das vorige Mal that er allerlei Fragen nach Dingen, um die er sich nicht zu kümmern hat. Damals ließ ich mich verblüffen, heute hab' ich ihm aber ordentlich beimgeleuchtet.“

„Was haben Sie ihm denn gesagt?“ fragte der Assessor neugierig.

(Fortsetzung folgt.)

Man mißt die Thürme nach ihren Schatt und die Großen nach ihren Reibern.